

# Der Alptraum vom Ende der Menschheit

Auseinandersetzung mit der Apokalypse im Werk von Günter Grass

Karl-Josef Kuschel

Keiner der großen deutschen Schriftsteller der Gegenwartsliteratur, der auch internationales Ansehen genießt, hat sich so radikal mit dem Thema Schöpfungsbedrohung und Weltende in seinem Werk auseinandergesetzt wie Günter Grass. 1986 erschien sein Roman „Die Rättin“, nach wie vor eine brennende Wunde im europäischen literarischen Bewußtsein. Ich interpretiere im folgenden diesen Roman als Paradigma der Möglichkeiten, die ein Schriftsteller heute hat, wenn er um das Problem der poetischen Veranschaulichung des Themas Apokalypse ringt.

## 1. Die Aufklärung ist gescheitert

Vorgeführt wird dem Leser der „Rättin“ in einer Traumvision des Erzählers die Möglichkeit, daß die Selbstvernichtung der Menschheit schon stattgefunden hat und daß nach diesem Ende der Humanzeit allein die Gattung der Ratten überlebte. Welttheater wird inszeniert bei Grass - mit dem Unterschied freilich, daß der Vorhang über den letzten Akt des Menschheitsdramas schon gefallen zu sein scheint. Denn in einer Raumkapsel die Erde umkreisend, überschaut der Erzähler die totale Verwüstung der Welt und das, was an Leben auf der menschenleeren Erde noch übriggeblieben ist. Auf Einzelheiten der komplexen Handlungsstränge möchte ich hier nicht eingehen; ich will die Grundstruktur herausarbeiten und sehen, wie dieser Autor mit der Frage nach Hoffnung in hoffnungsloser Zeit fertig geworden ist. Entschlüssele ich die Grundstruktur richtig, so haben wir es in diesem Roman mit einem kalkulierten Oszillieren zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit, Realität und Traum, Faktum und Fatum zu tun.

Da ist *auf der einen Seite* die harte Konfrontation mit der möglichen Wirklichkeit einer atomaren Selbstvernichtung der Menschheit. Der Roman bietet alle möglichen Argumente auf, die für diese Möglichkeit sprechen: die Zulassung des Waldsterbens; der Wahn atomarer Überrüstung - gespeist von einem Sicherheitsdenken im „Gleichgewicht des Schreckens“; die Selbstentmächtigung durch Delegation der Verantwortung an Apparate; die Unfähigkeit, aus früheren Katastrophen zu lernen und mit dem aufklärerischen Ideal einer „Erziehung des Menschengeschlechtes“ zur Humanität wirklich ernst zu machen. In einem der

Schlüsselgedichte des Romans kommt dieser humane Skeptizismus, ja die überall durchschimmernde Überzeugung vom *Scheitern der Aufklärung* am dichtesten zum Ausdruck:

„Unser Vorhaben hieß: Nicht nur, wie man mit Messer  
und Gabel, sondern mit seinesgleichen auch,  
ferner mit der Vernunft, dem allmächtigen Büchsenöffner,  
umzugehen habe, solle gelernt werden  
nach und nach.

Erzogen möge das Menschengeschlecht sich frei,  
jajwohl, frei selbstbestimmen, damit es,  
seiner Unmündigkeit ledig, lerne, der Natur behutsam,  
möglichst behutsam das Chaos  
abzugewöhnen ...

Halbwegs erleuchtet mußte das Menschengeschlecht  
nun nicht mehr planlos im Urschlamm verrückt spielen,  
vielmehr begann es, sich mit System zu säubern.  
Klar sprach erlernte Hygiene sich aus: Wehe  
den Schmutzigen!

Sobald wir unsere Erziehung fortgeschritten nannten,  
wurde das Wissen zur Macht erklärt  
und nicht nur auf Papier angewendet. Es riefen  
die Aufgeklärten: Wehe  
den Unwissenden!

Als schließlich die Gewalt, trotz aller Vernunft,  
nicht aus der Welt zu schaffen war, erzog sich  
das Menschengeschlecht zur gegenseitigen Abschreckung.  
So lernte es Friedenhalten, bis irgendein Zufall  
unaufgeklärt dazwischenkam.

Da endlich war die Erziehung des Menschengeschlechts  
so gut wie abgeschlossen. Große Helligkeit  
leuchtete jeden Winkel aus. Schade, daß es danach  
so duster wurde und niemand mehr  
seine Schule fand.“<sup>1</sup>

In diesem Gedicht zeichnet Grass kulturgeschichtlich eine Linie der Dekadenz. Sie durchlief die Stufen: Urschlamm (Natur) - Vernunft (Wissen) - Macht (Gewalt) - gegenseitige Abschreckung - atomare Vernichtung. Auf dieser Linie kann der Weg der Menschheit nur als Weg „in falsche Richtung“ bezeichnet werden. Etwas ist falsch gelaufen; etwas ist falsch an der Schöpfung überhaupt. Aber eine kollektive Verblendung verhindert, daß „niemand mehr sucht, wo was und wann falsch gemacht worden ist“. Auch wird „nicht nach Schuld gefragt oder Schuldi-

gen“. Dies bringt ein anderes Gedicht aus dem Roman sehr plastisch zum Ausdruck:

„Da stimmt doch was nicht.  
Weiß nicht was, die Richtung womöglich.  
Irgendwas, aber was, falsch gemacht,  
doch wann und wo falsch,  
zumal alles läuft wie am Schnürchen,  
wenn auch in eine Richtung,  
die mit Schildern als falsch ausgewiesen ist.

Jetzt suchen wir die Fehlerquelle.  
Wir suchen sie außer uns wie verrückt,  
bis plötzlich jemand wir sagt,  
wir alle könnten, mal angenommen zum Spaß,  
die Fehlerquelle oder du oder du  
könntest sie sein.  
Wir meinen das nicht persönlich.

Jeder gibt jedem den Vortritt.  
Während wie geschmiert alles  
in falsche Richtung läuft,  
von der gesagt wird,  
es gebe, auch wenn sie falsch sei,  
die eine nur, begrüßen die Menschen sich  
mit dem Ruf: Ich bin die Fehlerquelle, du auch?

Selten sind wir so einig gewesen.  
Niemand sucht mehr, wo was und wann  
falsch gemacht worden ist.  
Auch wird nicht nach Schuld  
gefragt oder Schuldigen.

Wissen wir doch, daß jeder von uns.  
Zufrieden wie nie zuvor laufen alle  
in falsche Richtung den Schildern nach  
und hoffen, daß sie falsch sind  
und wir gerettet nochmal.“<sup>2</sup>

Das ist der Befund:

- Da, oberflächlich betrachtet, alles noch „wie am Schnürchen“ läuft, entsteht kein Zäsur- oder Schuldbewußtsein;
- Wenn Fehler gesehen werden, schiebt man sie auf andere. Und da jeder dies tut, bleibt alles beim alten;

#### Der Autor

Karl-Josef Kuschel, geb. 1948; Studium der Germanistik und Theologie an den Universitäten Bochum und Tübingen; 1972 Staatsexamen; 1977 Promotion zum Dr. theol. 1989 Habilitation für das Fach „Ökumenische Theologie und theologische Ästhetik“. Seit 1995 Professor für Theologie der Kultur und des interreligiösen Dialogs an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Tübingen. Von seinen jüngeren Veröffentlichungen seien erwähnt: „Vielleicht hält Gott sich einige Dichter.“ Literarisch-theologische Porträts, Mainz <sup>2</sup>1996; (zs. mit W. Groß) „Ich schaffe Finsternis und Unheil!“ Ist Gott verantwortlich für das Übel?, Mainz <sup>2</sup>1995; Im Spiegel der Dichter. Mensch, Gott und Jesus in der Literatur des 20. Jahrhunderts, Düsseldorf 1997; Vom Streit zum Wettstreit der Religionen. Lessing und die Herausforderung des Islam, Düsseldorf 1998. Anschrift: Sandackerstraße 2, D-72070 Tübingen, Deutschland.

- Die Falschheit der Richtung wird nicht wahrgenommen. Sie wird überspielt durch die naive Hoffnung, wir würden „gerettet nochmal“.

## 2. Ratten beerben die Menschen

Dieses Syndrom von Verblendung, Verdrängung und naiver Vertröstung schildert der Roman wie kein anderer in der deutschen Literatur der 80er Jahre. Die Konsequenzen daraus werden drastisch vor Augen gestellt: Der Mensch beendet selber seine eigene Stellung im Kosmos. Und weil dies so ist, steht nicht mehr der Mensch im Mittelpunkt des Romans, sondern ein Tier, das schlaueste und anpassungsfähigste der Evolutionsgeschichte. Die *Ratte* wird zum Widerpart des Menschen. Und dieser Ratte wird all das an *Menschenverachtung* in den Mund gelegt, was der Mensch sich verdient hat:

„Schluß! sagt sie (die Rätin). Euch gab es mal. Gewesen seid ihr, erinnert als Wahn. Nie wieder werdet ihr Daten setzen. Alle Perspektiven gelöscht. Ausgeschissen habt ihr. Und zwar restlos. Wurde auch Zeit! In Zukunft nur Ratten noch.“<sup>3</sup>

Von daher ist es nur konsequent, daß selbst der Erzähler im Traum die Möglichkeit nicht ausschließt, endgültig Abschied nehmen zu müssen. Bewußt ist an den Beginn des Romans ein Gedicht gestellt, in dem noch einmal - wie der Autor selbstkommentierend erläutert - „aus Lebenslust alles aufgezählt“ ist, „was Freude macht, von den kleinen Dingen bis zu den Ideen, die zum Menschen gehören“<sup>4</sup>. Ein Abschiedsgedicht also, das um so schmerzlicher ausfällt, je mehr man die lieb gewordenen „Dinge“ noch einmal beschwört:

„Mir träumte, ich müßte Abschied nehmen  
von allen Dingen, die mich umstellt haben  
und ihren Schatten werfen: die vielen besitzanzeigenden  
Fürwörter. Abschied vom Inventar, dieser Liste  
diverser Fundsachen. Abschied  
von den ermüdenden Düften,  
den Gerüchen, mich wachzuhalten, von der Süße,  
der Bitternis, vom Sauren an sich  
und von der hitzigen Schärfe des Pfefferkorns.  
Abschied vom Ticktack der Zeit, vom Ärger am Montag,  
dem schäbigen Mittwochsgewinn, vom Sonntag  
und dessen Tücke, sobald Langeweile Platz nimmt.  
Abschied von allen Terminen: was zukünftig  
fällig sein soll.

Mir träumte, ich müßte von jeder Idee, ob tot  
oder lebend geboren, vom Sinn, der den Sinn  
hinterm Sinn sucht,  
und von der Dauerläuferin Hoffnung auch  
mich verabschieden. Abschied vom Zinseszins

der gesparten Wut, vom Erlös gespeicherter Träume,  
von allem, was auf Papier steht, erinnert zum Gleichnis,  
als Roß und Reiter Denkmal wurde. Abschied  
von allen Bildern, die sich der Mensch gemacht hat.  
Abschied vom Lied, dem gereimten Jammer, Abschied  
von den geflochtenen Stimmen, vom Jubel sechschörig,  
dem Eifer der Instrumente,  
von Gott und Bach.“<sup>5</sup>

Abschied also auch von der „Dauerläuferin Hoffnung“? Abschied von „jeder Idee“ vom „Sinn“ überhaupt? Doch es gibt einen *Gegenstrom* in diesem Roman, der verhindert, daß der hier entworfene Traum zum gänzlichen Alptraum wird. Denn der Roman ist geschrieben als Rededuell zwischen dem Erzähler und der Rätin. Zwar ist der Roman nicht einfach als „Traum“ zu verharmlosen (er bleibt gerade als Traum ja immer noch eine *mögliche* Wirklichkeit), doch zugleich redet der Erzähler gegen die Rätin an. Beide Erzählpositionen (die des Erzählers und die der Rätin) werden als Traumvisionen miteinander verknüpft. Anfangs träumen dem Erzähler die Rätin und ihre Erzählungen, später wird der Erzähler zum Traumprodukt der Rätin. Der Schluß läßt offen, wer wen träumt. Auf diese Weise kommt die Wirklichkeit in die Schwebel, bleibt zwischen Faktum und Fatum immerhin noch ein zeitlicher Abstand. Das läßt Spielraum für Hoffnung - im Blick auf den Leser vor allem.

### 3. Wozu Literatur, wenn keine Zukunft?

Werkgeschichtlich war dieser die Romankonzeption tragende anthropologische und politische Skeptizismus bei Grass vorbereitet worden. Noch 1980 hatte er in seinem Buch „Kopfgeburten oder Die Deutschen sterben aus“ zuversichtlich geklungen. Das Buch hatte mit der Aufforderung an die Leser geendet, die Last des Daseins unverdrossen auf sich zu nehmen, und dies mit der Sisyphus-Deutung von Camus begründet. Doch schon 1982 deutete sich eine Wende im Denken des früher sogar parteipolitisch engagierten Autors an, der freilich bereits in seinem „Tagebuch einer Schnecke“ (1972) die sozialistisch-utopischen Hoffnungssträume der 70er Jahre durch konkrete politische Erfahrungen gebrochen hatte. In diesem Jahr 1982 hält Grass eine Rede anlässlich der Verleihung des internationalen Antonio-Feltrinelli-Preises in Rom. Und in dieser Rede macht er erstmals in aller Schärfe deutlich, worin die Zäsur besteht, mit der die Literatur in unserer Zeit konfrontiert ist.

Bis jetzt habe die Literatur, meint Grass, auf eine stolze Sieges-Geschichte zurückblicken können: „Siege des Buches über den Zensor, des Dichters über den Potentaten“. Die Literatur sei sich einer Verbündeten immer gewiß gewesen, es mochte ihr noch so dreckig gehen: der Zukunft. Silone und Moravia, Brecht und Döblin hätten den Faschismus genauso überdauert wie Isaak Babel und Ossip Mandelstam den Stalinismus. Denn die Literatur habe - so Grass - immer den „längeren Atem“ gehabt. Sie habe auf die Zeit setzen können, sich ihrer Nachwir-

kung gewiß, selbst wenn sich das Echo auf Wort und Satz, Gedicht und These Jahrzehnte später erst und manchmal erst nach Jahrhunderten habe entfalten können. Ja, dieser „Vorsprung und Vorschuß auf Zeit“ habe die ärmsten Poeten reich gemacht. Ihnen sei selbst in „widrigster Gegenwart“ nicht beizukommen gewesen. Man habe die Dichter einkerkern, erschlagen oder ins Exil treiben können, immer habe „am Ende das Buch und mit ihm das Wort“ gesiegt. Das aber ist heute anders. Wie sollte „die Zukunft“ noch Verbündete der Literatur sein, wenn es keine Zukunft für die Menschheit gibt? Grass wörtlich:

„Denn mit dem drohenden Verlust der Zukunft für die Menschheit ist auch die bisher gewisse ‚Unsterblichkeit‘ der Literatur zum nur noch irrealen Anspruch verkommen. Schon wird vom Wegwerfgedicht gesprochen. Das Buch, diese Dauerware, beginnt der Einwegflasche zu gleichen. Bevor entschieden ist, ob wir noch Zukunft haben, wird schon mit Zukunft nicht mehr gerechnet. Die gleiche Hybris, die den Menschen befähigt, sich selbst zu vernichten, droht nun, bevor es gemacht werden könnte, den menschlichen Geist zu verdunkeln, seinen Traum vom besseren Morgen zu löschen und jede Utopie – also auch Ernst Blochs *Prinzip Hoffnung* – ins Lächerliche zu kehren.“<sup>6</sup>

Was wäre ein Ausweg? Oder bescheidener gefragt: Was wäre konkret zu tun? Für Grass ist die Antwort schon 1982 eindeutig: Die Menschen müßten bereit sein, Verzicht gegenüber ihren „Erfindungen“ zu üben, ökologisch und militärisch abzurüsten „bis zur Nacktheit“:

„Ob es den Menschen gelingen kann, von sich abzusehen? Sind sie, die mit Vernunft begabten, Gott ähnlich schöpferischen, sich ihre Vernichtung immer totaler erfindenden Menschen auch fähig, nein zu sagen zu ihren Erfindungen? Sind sie bereit, Verzicht zu üben gegenüber dem Menschenmöglichen und bescheiden zu werden vor den Resten der zerstörten Natur? Und zuletzt gefragt: Wollen wir, was wir könnten: einander ernähren, bis der Hunger nur noch Legende, das böse Märchen ‚es war einmal‘ ist?

Die Antworten auf diese Fragen sind überfällig. Auch ich kann nicht antworten. Doch in meiner Ratlosigkeit weiß ich dennoch, daß Zukunft nur wieder möglich sein wird, wenn wir Antwort finden und tun, was wir als Gäste auf diesem Erdball der Natur und uns schuldig sind, indem wir einander nicht mehr Angst machen, indem wir einander die Angst nehmen, indem wir uns abrüsten bis zur Nacktheit.“<sup>7</sup>

Diese „Ratlosigkeit“ des Autors hat sich im Verlauf der 80er Jahre noch intensiviert, und sein Roman „Die Rätin“ ist Ausdruck dieser Ratlosigkeit. Grass hat – vor allem angesichts des Scheiterns von Abrüstungsverhandlungen der Großmächte in den 80er Jahren – die Hoffnung aufgegeben, daß Menschen wirklich bereit sein könnten, in einem Akt des Verzichtens Nein zu ihren Erfindungen zu sagen, die Wirtschaft global so zu organisieren, daß der Hunger verschwindet, und ihr Verhältnis zur Natur so zu gestalten, daß sie sich als „Gäste auf diesem Erdball“ neu begreifen.

## 4. Ringen um die Möglichkeit von Hoffnung

So ist denn auch der Schluß des Romans „Die Rätin“ ein einziges Ringen um die Möglichkeit von Hoffnung. Auf den letzten drei Seiten findet sich ein ergreifendes Hoffungslied, das das Gegenlied zum Abschiedsgesang sein könnte, der den Roman eröffnete. Diametral stehen sich denn auch die ersten Zeilen der beiden Gesänge gegenüber: „Mir träumte, ich müßte Abschied nehmen“ - so hatte es anfangs geheißsen, jetzt beginnt das Gedicht mit der Zeile „Mir träumte, ich dürfte Hoffnung fassen“. Und diese Hoffnung wird Strophe für Strophe durchbuchstabiert. Sie wäre beinahe ansteckend, wäre da nicht das Lachen der Rätin, die ein solches Hoffen als Selbsttäuschung entlarvt:

„Mir träumte, ich dürfte Hoffnung fassen,  
den Krümel nur oder was sonst geblieben  
auf Tellern leergefressen und hoffen, daß etwas,  
keine Idee, eher ein Zufall,  
freundlich genannt, unterwegs sei,  
ohne an Grenzen zu stoßen,  
und sich verbreite ansteckend,  
eine heilsame Pest.

Mir träumte, ich dürfte hoffen wieder  
auf Winteräpfel, die Martinsgans,  
auf Erdbeeren Jahr für Jahr  
und auf der Söhne beginnende Glatze,  
der Töchter Ergrauen, der Enkel Postkartengrüße,  
hoffen auf Vorschüsse, Zinseszins, als hätte der Mensch  
wieder unbegrenzten Kredit ...

Mir träumte, ich dürfte hoffen zuletzt: überall  
legt jeder den Zündschlüssel ab und bei offener Tür  
sind die Menschen einander sicher fortan.  
Es trog meine Hoffnung nicht: sein Brot  
kaut niemand mehr ungeteilt; doch jene Heiterkeit  
die ich erhoffte, ist nicht von unserer Art:  
lauthals lachen die Ratten uns aus,  
seitdem wir mit letzter Hoffnung  
alles vertan haben.“<sup>48</sup>

Doch noch hat der Erzähler sich nicht geschlagen gegeben, noch streitet er mit der Rätin um diese seine „letzte Hoffnung“. Denn trotz allem Rattengelächter will der Erzähler an einer Perspektive festhalten. Und so endet das Buch zumindest mit einer Hypothese:

„Nur angenommen, es gäbe uns Menschen noch ...  
Gut, nehmen wir an.  
... doch diesmal wollen wir füreinander und außerdem friedfertig, hörst du, in

Liebe und sanft, wie wir geschaffen sind von Natur ...

Ein schöner Traum, sagte die Rättin, bevor sie verging.“<sup>9</sup>

Worauf also will dieses Buch letztlich hinaus? Auf Geschichtsfatalismus und radikale Absage an die Aufklärung? Ist der Untergang der Menschheit gewissermaßen unaufhaltsam, kommt er wie ein vom Menschen nicht mehr zu beeinflussendes apokalyptisches Grauen? In seinen *Selbstdeutungen zum Roman* ist Grass ebenso zwiespältig wie in der gesamten Romankonzeption.<sup>10</sup> Einerseits bezeichnet er den Menschen als den Unterlegenen in seinem Buch. Ihm seien als Erzähler „für die menschliche Position“ der Ratte gegenüber „die Argumente ausgegangen“. Die Rättin sei leider „überzeugender“. Sein Buch sei deshalb „ein katastrophales Buch in einer katastrophalen Zeit“; es entspräche „unserer Zeit, unserer Lage“, und er, Grass, versuche, „das Ganze nicht wehleidig vorzutragen“, sondern mit den ihm eigenen Mitteln, auch mit aller „Komik“, die in einer solch verzweifelten Situation drinstecke. Sein Buch sei „kein Buch, das Hoffnung vortäuschen, sondern Einsicht vermitteln, Erschrecken vermitteln“ möchte. Denn wenn man wieder Anlaß „zur Hoffnung“ haben wolle, seien Einsicht und Erschrecken über die Lage, in die „wir“ uns gebracht hätten, Voraussetzungen, auf die man nicht verzichten könne.

Solche Äußerungen zeigen schon, daß der letzte Fluchtpunkt der Argumentation in diesem Buche die Verhinderung der Katastrophe ist. Allen Wert legt Grass nämlich *andererseits* darauf, daß es sich bei seinem Roman nicht um ein apokalyptisches Buch im klassischen Sinne handle. Eine „Apokalypse im Sinne des Johannes auf Patmos“ meine das Hinnehmen eines verhängten „dunklen Schicksals“, an dem der Mensch nichts ändern könne. Deshalb sei sein Roman „kein Buch mit sieben Siegeln“. Es sei nämlich alles „Menschenwerk, was an Bedrohung da“ sei. Darunter auch die „Selbsterstörung des Menschengeschlechtes“. Es könne deshalb auch „nur Menschenwerk“ sein, wenn man sie abwenden wolle. Grass wörtlich: „Es gibt keine Ausrede. Man kann nicht sagen, das ist so von oben verhängt als Schicksal, dem können wir nicht entfliehen. Wir können ihm entfliehen, wenn wir tätig werden dagegen.“

Dieses Tätig-Werden-Dagegen dürfte die letzte Motivation zum Schreiben dieses Romans für den Autor gewesen sein. Ein Setzen auf politische Praxis, die jetzt freilich nicht mehr einer politischen Vision, eher schon einer verzweifelten Komik entspringt. Das Buch von Günter Grass lebt – gewissermaßen in einem letzten Akt des Vertrauens auf Aufklärung – nach wie vor von einer Poetik der Katharsis: Die mögliche Wirklichkeit menschlicher Selbstvernichtung soll Erschrecken und so einen Umkehreffekt erzeugen. Der Leser jedenfalls soll sich nicht in seinem politischen Fatalismus durch diesen Roman bestätigt sehen und nach der apokalyptischen Lebensmaxime reagieren: Der Untergang kann kommen – und je schneller, desto besser. Grass schreibt also aus einer Grundhaltung der Verzweiflung, die nur deshalb nicht größer ist, weil Nicht-Schreiben den Prozeß des Untergangs nur beschleunigte und den Kräften Recht gäbe, denen es ohnehin egal ist, ob die Welt zum Teufel geht. Der Autor selbst deutet in diese Richtung,

wenn er unter Anspielung auf sein Gedicht „Mir träumte, ich müsste Abschied nehmen“ ausführt:

„In diesem Gedicht wird aus Lebenslust alles aufgezählt, was Freude macht, von den kleinen Dingen bis zu Ideen, die zum Menschen gehören. Das zeigt ja doch, daß ich sehr am Leben hänge und auch nichts Besseres weiß als leben. Und aus dieser Möglichkeit, bewußt zu leben - mit den Mitteln, die ich hab' -, auch etwas zu machen versuche. Mir kam es auch nicht darauf an, mit der *Rätin* nun ein durchweg nur senistres Untergangsbuch zu schreiben. Es sind - und ich glaube, daß sich das auch dem Leser mitteilt - sehr komische Passagen in diesem Buch. Weil die Komik, die verzweifelte Komik, oft der genaueste Ausdruck *auch* der Verzweiflung ist. Es gehört mit zu dem Buch.“<sup>11</sup>

<sup>1</sup> G. Grass, *Die Rätin* (1986), in: Werkausgabe in 10 Bänden, hrsg. v. V. Neuhaus, Bd. VII, Darmstadt/Neuwied 1987, 169f.

<sup>2</sup> G. Grass, aaO. 207f.

<sup>3</sup> G. Grass, aaO. 7f.

<sup>4</sup> G. Grass, *Mir träumte, ich müsste Abschied nehmen*. Gespräch mit B. Pinkerneil, in: Werkausgabe Bd. X (Gespräche), aaO. 342- 368, Zitat 350.

<sup>5</sup> G. Grass, *Die Rätin*, aaO. 103.

<sup>6</sup> G. Grass, *Die Vernichtung der Menschheit hat begonnen*. Rede zur Verleihung des Internationalen Antonio-Feltrinelli-Preises für erzählende Prosa in Rom (November 1982), in: Werkausgabe Bd. IX (Essays, Reden, Briefe, Kommentare), aaO. 830-833, Zitat 831f.

<sup>7</sup> AaO. 833.

<sup>8</sup> G. Grass, *Die Rätin*, aaO. 454f.

<sup>9</sup> AaO. 456.

<sup>10</sup> Die folgenden Zitate sind entnommen dem Gespräch von G. Grass mit B. Pinkerneil.

<sup>11</sup> AaO. 350 (s. Anm. 10).